

(Nachdruck verboten.)

18]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Steinert wurde nervös. Er fürchtete, daß Herr Freitag noch im letzten Augenblick abspringen könnte. Das war ja eine nette Art, um einen Menschen für das Unternehmen zu gewinnen.

„Herr Freitag hat ganz recht,“ sagte er, „er riskiert bei dieser Sache überhaupt nichts und hat nur die Chancen des Gewinnes.“

Kessler tat, als ob er die Worte überhörte.

„Ich möchte wissen,“ wandte er sich wieder an Freitag, „warum Sie nicht selber Ihren Prozeß führen können — offen gestanden, habe ich das nicht recht begriffen.“

Freitag blickte ihn verständnislos an.

„Das ist ja gerade der Witz,“ antwortete er, und seine Miene wurde bekümmert — „ich werde von allen Seiten verfolgt — mir werden von allen Seiten her Steine in den Weg geworfen. Meine Gegner müssen glauben, ich hätte mit der Sache nichts mehr zu tun — ich hätte — — ich hätte . . .“

Er lachte verstohlen auf und sah sich argwöhnisch im Zimmer um, ob nicht irgend jemand da wäre, der sie belauschen könnte.

„Ich, sehen Sie, mein lieber, verehrter Herr Baumeister, es kommt darauf an, ganz rigoros vorzugehen. Die Leute müssen sich einfach fürchten, müssen sich einbilden, ich hätte die ganze Geschichte von mir abgewälzt.“

„Ich begreife nicht, wie diese Version aufrechterhalten werden soll.“

„Sehr einfach! Mögen sie denken, ich hätte meine Rechte an Sie abgetreten.“

„Natürlich, auf diese Weise wäre es ja zu machen!“ mischte sich Steinert wieder ins Gespräch.

Und als Kessler noch immer nicht überzeugt schien, verlor Freitag den Humor.

„Sie müssen sich entscheiden,“ sagte er übellaulig.

„Gut, Sie sollen beteiligt werden.“ Auf das „beteiligt“ legte er einen besonderen Ton. „Alles übrige machen Sie mit Herrn Steinert ab.“

Freitag schüttelte ihm zum Danke die Hand.

„Und nun will ich Sie nicht länger aufhalten!“ Er griff eilig nach seinem Hut. Bevor er aber das Zimmer verließ, wandte er sich noch einmal um.

„Das Geschäft ist also abgemacht?“

„Ja, gewiß!“ erwiderte statt Kesslers Steinert.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte Kessler: „Aufrichtig gestanden, ist mir bei der Geschichte nicht behaglich zumute.“

„Begreife ich nicht.“

„Verstellen Sie sich doch nicht, Sie verstehen mich ganz gut. Es widerstrebt mir, so einen armen Teufel hineinzu- ziehen.“

„Na hören Sie mal, Herr Baumeister, da kann ich Ihnen beim besten Willen nicht folgen. Was heißt denn überhaupt „hineinziehen“? Sie legen das Geld des Mannes hypothekarisch sicher, beteiligen ihn am Gewinn und verpflichten sich außerdem noch, seinen Prozeß zu führen — wie können Sie sich da Skrupel machen! Der Mann wird durch seine lumpigen fünf-tausend Mark noch eine Menge Geld gewinnen — und Sie fühlen sich bedrückt.“

„Ja, ist denn das alles so sicher?“

„Für mich steht das felsenfest. Im übrigen — wenn Sie nicht an die Sache glauben, wer soll es dann tun . . . Sie werden ja noch ganz andere Summen aufnehmen müssen. Seien Sie froh, daß dieser Mensch Ihnen in den Weg gelaufen ist — ihm geschieht ein Gefallen, und uns ist geholfen. — Notabene halte ich seine Erbschaftsgeschichte in der Tat für aussichtsreich.“

„Das mag ja alles gut und richtig sein, aber wie kommt er dazu, mir die Führung seines Prozesses aufzutrotzieren! Im übrigen weiß ich, daß ich noch ganz andere Summen werde aufnehmen müssen. Aber so einen hilflosen Menschen hätte ich lieber aus dem Spiel gelassen.“

„Hören Sie mal — mit Gewissensbissen dürfen Sie mir nicht kommen! Wir sind doch erst am Anfang des Weges.“

Kessler fixierte ihn scharf, bevor er entgegnete:

„Ich möchte Sie von Anfang an darauf aufmerksam machen, daß ich nichts unternehmen werde, was nicht streng rechtlich ist.“

„Glauben Sie etwa, ich? — Um Gottes willen — nur nichts mit den Gerichten zu tun haben!“ fügte er hinzu.

Kessler lachte laut auf.

„Sie mißverstehen mich doch. Ich dachte in dem Augenblick gar nicht an Gerichte, sondern nur an die Verantwortung vor mir selbst.“

„Sm,“ machte Steinert, und zwinkerte mit den halb zugekniffenen Augen. „Ich bilde mir auch ein, ein halbwegs reeller Mensch zu sein; aber Geschäft bleibt Geschäft, und die Hauptsache ist die, mit dem Gesetz nicht zu kollidieren . . . Ich kenne mich auf das Gesetz aus.“

Kessler machte ein verdutztes Gesicht. Es dünkte ihn, als ob er in einer Schlinge gefangen wäre und nicht mehr heraus-könnte.

„Meine Grundjäger sind doch etwas andere,“ entgegnete er mit erzwungener Ruhe.

„Lieber Herr Baumeister, ich werde Ihnen die Geschäfte so weit als tunlich abnehmen. Sie sollen bauen — das übrige besorge ich . . . Dieser Herr Freitag ist wohl nicht ganz richtig im Kopfe?“ fragte er ganz unvermittelt.

„Wie kommen Sie darauf?“

„Na, ich meine nur so.“

„Ja, wenn Sie wirklich diese Ansicht haben, dann wäre doch die Gewissenlosigkeit von unserer Seite doppelt so groß.“

„Wie denn?“

„Nun, einen schwach sinnigen Menschen auszunützen ist doch perfid.“

„Aber wir nützen ihn ja gar nicht aus. Im Gegenteil — wir retten ihm ja einen Teil seines Geldes. Wenn der Gannern in die Hände fällt, ist er ja bedingungslos ver-loren!“

„So . . .!“

Kessler sah den Sprecher eine beträchtliche Weile fest an, als wollte er ihn bis ins Innerste ergründen, sagte aber gar nichts.

Steinert wurde unruhig.

„Hören Sie, Herr Baumeister, ich verlange, daß Sie Vertrauen zu mir haben. Ich gebe meine ganze Existenz auf, stelle mich völlig in den Dienst Ihres Unternehmens, an das ich unerschütterlich glaube — und Sie wittern bei mir Hinter-gedanken und Schlechtigkeiten. Das geht mir, offen gestanden, gegen den Strich. Ich könnte ja Ihnen gegenüber das Gleiche tun, der Sie, ohne einen Pfennig Vermögen und ohne tat-sächliche Erfolge, mit Recht einfach Ihre Sache auf Ihre Kraft und Ihr Talent stellen.“

Kessler fühlte sich beschämt. Er reichte Steinert die Hand.

„Sie müssen mich entschuldigen,“ brachte er langsam her-vor, „mir sind Geschäfte etwas total Neues, und dann kenne ich Sie erst so kurze Zeit.“

„Sie werden an mir keine Enttäuschung erleben, Herr Baumeister — das verspreche ich Ihnen! . . . Und unser Theater wird das herrlichste der Welt werden.“

„Ich bewundere Ihren felsenfesten Glauben und Ihre Energie,“ entgegnete Kessler. „Wenn ich im Leben so lange hätte auf den Erfolg warten müssen wie Sie — ich wäre nutzlos geworden.“

Steinert lächelte trübe.

„Nur mein Selbstvertrauen und meine Lebenskraft haben mich über Wasser gehalten,“ sagte er leise. „Mit dem Glauben verfehlt man Berge. Ohne den Glauben soll man nichts an-fangen — und ich glaube an Sie, an das Theater und an mein Glück, das nun endlich kommen und für das, was ich durchgemacht, mich entschädigen muß!“

Er griff nach Hut und Stod.

„Es ist schon spät,“ meinte er, „und ich finde, daß wir viel zu viel Zeit verschwaten. Unsere Zeit ist das einzige Kapital, über das wir vorläufig verfügen — ich finde, wir müssen sehr sparsam damit umgehen.“

Kessler sah auf die Uhr und erschrak. In einer Viertel-stunde wollte er sich schon mit Grete Anders treffen.

„Sie haben ganz recht,“ erwiderte er zerstreut.

„Ich empfehle mich, Herr Baumeister.“
 „Warten Sie — ich komme gleich mit.“
 Sie gingen beide die Treppe hinunter. Unten stand bereits der Wagen. Steinert zwinkerte wieder sonderbar mit den Augen.

„Warum lachen Sie?“ fragte Kessler misstrauisch.
 „Warum ich lache? . . .“
 „Ja . . .“
 „Ich dachte eben an ein Märchen.“
 „An welches?“
 „An die Galoschen des Glücks.“
 „Ich verstehe den Zusammenhang nicht.“
 „Das tut ja auch nichts. Ich meine nur, dieser Wagen hat Ihr Glück gemacht — hat Ihren Kredit eröffnet. Auf diesen Wagen hin,“ schloß er schmunzelnd, „hat Sie unser Direktorium für einen kapitalkräftigen, soliden Mann gehalten.“

„Halten Sie mich etwa für unsolid?“ fragte Kessler in nicht ganz sicherem Tone.

„Nicht im mindesten! Und den Gedanken mit dem Wagen finde ich sogar genial! Wie gesagt: Die Galoschen des Glücks! Bei der Gelegenheit fällt mir übrigens ein, daß Sie sich schleunigst nach einer anderen Wohnung werden umsehen müssen. Sie werden Besuche empfangen — Sie müssen eine durchaus elegante Wohnung haben, sonst glaubt man Ihnen weder den Wagen noch sonst etwas.“

„Da haben Sie ganz recht,“ erwiderte Kessler. Er hatte indessen keine Zeit, das Gespräch länger fortzusetzen. Grete Anders wartete auf ihn.

Er verabschiedete sich rasch.
 Steinert zog tief den Hut.
 Als Kessler im Wagen saß, versank er in Grübeln.
 „Unsinn — Dummheit —“ murmelte er vor sich hin.
 „Ich will — ich will an dergleichen nicht denken — ich fahre ja meinem Glück entgegen . . .“

Fünfundzwanziges Kapitel.

Sie saßen in der Weinstube, ganz hinten, in einer Nische für sich. Er sprach leise auf sie ein. Mit geröteten Wangen und glänzenden Augen hörte sie ihm zu.

„Sie sollen mir sagen, ob Sie mich gern haben, ob Sie mir ein bißchen gut sind. Ich weiß, daß das eine dumme Frage ist, die jeder Gymnasiast an jeden Badfisch stellt. Und doch schäme ich mich dessen nicht,“ setzte er hinzu. „Man muß halt so fragen — ebenso wie man essen muß, wenn man hungrig ist.“

Sie lachte unterdrückt auf und drehte sich gleichzeitig ängstlich um.

„Ich meine es wirklich im Ernst,“ sagte er verwirrt.
 „Ich wollte damit ausdrücken, daß es Notwendigkeiten gibt, die unabänderlich sind — über die kein Mensch hinwegkommt.“

„Ich lache über Ihren langen Vortrag.“
 Sie beugte den Nacken zurück, hob ihr Glas ein wenig empor und blickte verträumt in den schimmernden, goldenen Wein.

„Wollen Sie mir denn gar keine Antwort geben?“
 Sie sah ihn befangen an.

„Wie reich und glänzend das alles hier ist,“ sagte sie nachdenklich, ohne seine Frage zu beachten.

„Haben Sie mich denn gar nicht lieb?“
 „Es kommt mir seltsam vor, daß ich Ihnen hierher gefolgt bin . . . Ich passe so schlecht in solch einen Rahmen.“

„Wie können Sie nur so reden!“
 „Ich liebe,“ fuhr sie in dem gleichen Tone fort, „eine stille, enge Stube, in die kein Laut von außen dringt. Gerade so wie bei meinen Eltern . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Wintertage.

Von Curt Grottewitz.

Wer sich nie im Walde verirrt, der weiß nicht, was Wald heißt. Wer nie auf ungebnetem Pfade durch dichtes Gestrüpp, über Steinblöcke, an Felsenwänden empor, durch Bach und Sumpf einen Stamm erklimmt, der weiß nicht, was ein Gebirge ist, und wer nie auf dem platten Lande eine eisige Januarwoche zugebracht hat, der weiß nicht, was Winter ist. In den großen Städten machen sich die elementaren Kräfte der Natur nur wenig bemerkbar. Wie mancher, der von Ueberschwemmungen, Erfrieren von Menschen im Schnee, Terrainschwierigkeiten im Kriege und dergleichen liest, huscht

mit seinen Gedanken über das Gesehene weg. Es fehlt ihm die Anschauung, die eigene Erfahrung, das eigene Erleben, und darum das tiefere Interesse und das Verständnis für dergleichen Fälle. Er kann darum auch die Größe und Uebermächtigkeit der Natur dem Menschen gegenüber nicht recht empfinden, ihm bleiben die Schreden der Natur, aber freilich auch ihre Schönheit und Großartigkeit unbekannt.

Wer an einem heiteren Wintertage Schlittschuh läuft oder Schlitten fährt, der hat gewiß einen angenehmen Genuß. Hinter dem Fenster in der warmen Stube dem Wirbeln der Schneeflocken zuzusehen, oder in einem Park auf gutgeglätteten Kieswegen bei Raufkreis spazieren zu gehen, auch das hat seine Reize. Aber dabei offenbaren sich nur einige sanfte Seiten des Winters. Er fällt bisweilen aus der Rolle, möchte man sagen. Ebenso mag ein Tiger, wenn er gesättigt ist, bisweilen sanftmütig sein. Am besten tritt sein Naturell hervor, wenn er sich mit gewaltigem Sprunge auf sein Opfer wirft und es zerreiht. Das Schauspiel mag grauig sein, aber so ist die Art des Tigers. Und der Winter — er ist ein harter Mann, kernfest!

Plötzlich kommen die kalten Tage nach einer Periode milden Wetters. Ein schneidender Ostwind, der von der großen russisch-asiatischen Festlandsmasse die trodene, klare, kalte Luft bringt, stellt sich ein. Der Schmutz auf den Wegen verschwindet, die Erde bekommt eine harte Kruste, das Wasser bedeckt sich mit Eis. Die Sonne scheint in schönster Klarheit, sie mildert am Tage auch ein wenig die starke Kälte, aber sie hat doch keine Kraft. In der Nacht strahlt die Wärme, die noch vorhanden, in den klaren, kalten Weltraum hinaus. Von Tag zu Tag steigt die Kälte. Und nun macht sie sich bald aufs unangenehmste bemerkbar. Brunnen, die wenig gebraucht werden, frieren ein. In den Dörfern, wo die Häuser einander nicht schützen, dringt die Kälte in die Häuser ein. Die Heizung muß selbst während der Nacht unterhalten werden. Da gefriert das Wasser in der Küche, in den Waschgefäßen, in den Trinkkannen. Kaffee, Milch, Suppen, alles Wässerige gefriert zu hartem Eis. Selbst das Brot, das Fleisch, die Würst gefriert, nachdem Butter und Schmalz schon lange vorher so stark geworden sind, daß es eine Unmöglichkeit ist, sie aufs Brot zu streichen. Solche große Kälte lähmt oft die ganze Haushaltung. In den Bauernwirtschaften, wo die Arbeit im Winter nicht besonders drängt, hockt alles am Ofen. Aber der Mensch gewöhnt sich schließlich auch an große Kälte.

In strengen Wintern gibt es immer allerlei Verluste. In manche Keller dringt der Frost und vernichtet einen Teil der Kartoffelernte. Auch die in der Erde eingemieteten Kartoffeln und Rüben sind dem Erfrieren ausgesetzt. In kleineren Ställen leidet das Vieh durch die Kälte, und der Milcherttrag wird geringer. Sühner erfrieren leicht den Stamm oder die Beine und legen dann später und weniger Eier. Wird der Frost sehr stark, ohne daß die Erde durch eine Schneehülle vor Wärmeverlust und großen Temperaturschwankungen geschützt ist, so erfriert leider auch die junge Saat. Die Halme bleichen aus und vertrocknen im Frühjahr, und dann sieht im April die Feldmark öde und mißfarben aus, während sonst die Fluren in jugendlichem Grün prangen. In den mehr ebenen Gegenden ist bei uns das Auswintern des Getreides, namentlich des Roggens, seltener. In Gebirgen kommt es häufiger vor, und wo es zu häufig geschieht, da findet überhaupt der Anbau von Wintergetreide seine Grenze. Unser Winter ist es, der soviel schöne Kulturgewächse der Menschheit aus unserem Vaterlande ausschließt, der Sommer wäre für viele heiß und langdauernd genug.

Es gibt milde und strenge Winter. Empfindliche Pflanzen in den Gärten haben oft viele Jahre, mitunter Jahrzehnte lang der Kälte Trotz geboten. Aber ein einziger ungewöhnlich kalter Wintertag kann sie vernichten. Die nicht ganz akklimatisierten Gewächse unserer Gärten, Rosen, Wein, Pfirsich und viele Ziersträucher überstehen den Winter oft genug sehr gut ohne Bedeckung. Man gewöhnt sich daran, sie für völlig winterhart zu betrachten, bis schließlich einmal wieder eine Katastrophe eintritt. Allerdings ist es falsch, einen bestimmten Erfrierungsgrad für jedes Gewächs aufzustellen. Sehr verlustreich war der Winter 1902/1903, obwohl er gar nicht so besonders kalte Tage hatte. Aber der Sommer war außerordentlich kühl und feucht gewesen, das Holz war nicht ausgereift, als die Kälte bereits in der zweiten Hälfte des November scharf einsetzte. Ist der Sommer sehr warm und trocken, so werden die sogenannten empfindlichen Gewächse viel widerstandsfähiger. Wo in höheren Gebirgslagen, z. B. auf der Raufen Alpe, zu Beginn des Winters reichlicher Schnee fällt, der erst im Frühjahr wieder schmilzt, halten sich Rosen und andere empfindliche Gewächse viel besser als in milderen Gegenden, wo Blanzfröste mit Laute Wetter häufig wechseln.

So sehr eine starke Schneedecke die Pflanzenwelt schützt, so störend wirkt sie auf den menschlichen Verkehr. Etwas trübselig, aber harmlos ist ein anhaltendes Schneewetter, sobald der Wind nicht weht und die herabfallenden Massen nicht gar zu groß sind. Aber unheimlich wird der Schneefall, wenn er eine gewisse Grenze überschreitet, oder wenn der Wind ihn an niedrig gelegenen Stellen aufwirrt. Alle Verbindungen von Ort zu Ort sind plötzlich aufgehoben. Kein Mensch, kein Tier, kein Fuhrwerk kommt durch den hohen Schnee. Wehe dem, der unterwegs ist, weit ab von einer menschlichen Wohnung. Er sinkt bis an die Arme in den weichen Schnee, er arbeitet sich langsam heraus, ein Bein nach dem anderen, um immer von neuem wieder einzusinken. Trägt er einen Ueber-

zieher, eine Tasche, so ist das Herausarbeiten aus dem Schnee noch schwieriger. Der Schneeweiß dringt ihm aus allen Poren, der Schnee schmilzt auf seiner Kleidung und durchfeuchtet sie, die Kälte macht sie gefrieren. Unendlich ermüdend ist das Vorwärtswandern. Vieleicht gelingt es dem Unglücklichen, auf ein höher gelegenes Terrain zu gelangen, wo der Schnee nicht so tief ist. Anderenfalls ist er verloren. Wohl ihm, wenn er noch den Weg kennt! Aber wie verändert sich eine Gegend unter dem gleichförmigen Laufe des Schnees. Und bricht vollends die Nacht herein, so ist nicht Weg und Feld, nicht Vorwärts und Rückwärts zu erkennen. Blindlings, raitlos kämpft der Mensch den aussichtslosen Kampf mit den Schneemassen.

In Städten wird der Schnee gewöhnlich schnell beiseiteigt. Sonst überall auf dem weiten Erdgürtel unserer und noch kälterer Zonen bleibt er selbstverständlich liegen, wo er liegt. Die Hauptwege werden, falls die Arbeit bewältigt werden kann, gesäubert. Aber mancher kleinere Weg, die Feldwege, die Fußsteige, bleiben bei reichlichem Schneefall unzugänglich. Dagegen wirkt der bloße Frost weniger verkehrstörend. Jedoch können die Wasserwege im Binnenlande, wenn sich eine starke Eisdede über dem Wasser bildet, nicht mehr für den Schiffsverkehrsverkehr benutzt werden. Für die Schiffer ist der Winter ein sehr heimtückischer Geselle. Für sie besteht immer die Gefahr, daß ihr Kahn fern von der Heimat oder der Endstation einfriert. Sie können ihn aber mit der Ladung nicht unbewacht stehen lassen, wo er gerade steht, sondern müssen auf ihm oder in der Nähe von ihm bleiben und Zeit und Geld zusehen. Aus Furcht vor dem Einfrieren kehren die Schiffer aber meist schon lange vor Weihnachten in ihren Heimatort zurück. Oft genug aber verleitet sie ein milder Dezember, länger zu bleiben, plötzlich kommt ein starker Frost und der Kahn sitzt fest. Der Winter ist ein harter Mann, kernfest!

Der Landmann, in seiner großen Abhängigkeit von den Jahreszeiten und vom Wetter, hat doch auch Arbeiten, für die der kalte Winter besonders geeignet ist. Klare Frosttage sind ihm vor allem zum Ausdreschen des Getreides sehr willkommen. Die kalte, trockene Luft entzieht dem Stroh alle Feuchtigkeit, so daß die Körner sehr leicht aus der Ähren fallen, während sie bei trübtem Wetter sich nur schwer ausdreschen lassen. Die Arbeit des Dreschens, die schon eine größere Kraftanstrengung erfordert, wird dem Menschen überhaupt bei Frostwetter leichter als bei milder Witterung. Eher wird einem zu warm dabei als zu kalt. Stroh und auch Heu ziehen die Feuchtigkeit sehr stark an. Die schlauen Bauern suchen es daher möglichst in Zeiten nasser Witterung zu verkaufen und bei strengem, trockenem Frostwetter einzukaufen.

Dreschen und Düngen auf die Felder fahren sind die beiden wichtigsten Winterarbeiten des Landwirts. Wie bei jener, so kommt ihm auch bei dieser Beschäftigung Frostwetter sehr zustatten. Auf den Feldern, meist auch auf den Wirtschaftswegen, ist bei frostfreiem Wetter ein schweres Fahren. Der Frost macht aber den Boden hart, so daß die schweren Wagen leicht die Felder passieren können. Bei Frostwetter sind auch Wiesen, die hohen Wasserstand haben, für Fuhrwerke allein zugänglich. Sie können zu dieser Zeit gedüngt, oder um sie in ein besseres Land umzuwandeln, durch Zufuhr von Erde erhöht werden. Selbst das Moor wird vom Frost gebändigt und der Torf kann mit Wagen transportiert werden. Noch manchen anderen Vorteil bringen die kalten Wintertage. In der seenreichen Mark gibt es sehr viel Schilfrohr, das namentlich zum Verrohren von Decken und Wänden benutzt wird. Ist das schlammige Wasser, in dem die weissen Pflanzen stehen, zugestoren, so lassen sie sich leicht über dem Eise abbrechen, während das Mähen bei offener Witterung sehr schwierig ist. Wenn festes Eis die See bedeckt, dann bildet sich auch zwischen manchen Orten, die das Wasser sonst voneinander trennt, eine bequeme Verbindungslinie. Selbst Fische, Gänse und Rebhühner benutzen die Passage zur Freude oder zum Verrger der Jäger. Zu dieser Zeit sollte, so möchte man glauben, das Handwerk des Fischers gänzlich ruhen. Aber gerade an den strengen Wintertagen wird die Fischerei eifrig betrieben. Lächer werden in das Eis gehakt und die Netze unter der dicken Decke dahingezogen. Die Fische sind zu dieser Zeit weniger mobil, sie entweichen weniger leicht, und die Ausbeute ist manchmal recht groß. So wirkt denn der Winter mit seinem Eis und Schnee bestimmend ein auf das Getriebe der Menschen, mit elementarer Gewalt macht er sich geltend, hier zur Freude, dort zum Leide derer, denen er seine Gesetze diktiert. —

Kleines feuilletton.

h. w. Einer, der die armen Leute nicht kennt. — „Also Bergmannswohnungen wollen Sie sehen,“ sagte mein Führer, ein Bergmann in mittleren Jahren, jünger als ich, aber bereits so verbraucht, daß ich mich wie ein Jüngling neben ihm fühlte.

„Ja, führen Sie mich zu Leuten, denen mein Besuch willkommen ist.“

„Aber ich kenne hier gerade keine ganz armen Leute, da muß ich erst mal bei meinen Bekannten fragen.“

„Nun, das wird sich schon finden, gehen wir nur.“

Die schwarzen Schläden knirschten unter den Stiefeln. Sie verursachten mir Unbehagen. Ich fühlte den Schmutz förmlich an den Fingerspitzen. Ueber stinkende Rinnale von Spülwasser ging der Weg. Kleine Kinder wühlten in Schläden und Äsche. Zerfallene Holzgäune, dahinter wieder Äschenhaufen, Schmutzpfützen, einige Enten und Hühner, Dachziegel, von den tiefhängenden Dächern

gefallen, erblindete Fensterscheiben, einzelne Scheiben zerbrochen, kein Baum, kein Strauch zu sehen.

„Blumenstraße“ stand an dem Straßenschild, das mit Schmutz betorfen war.

„Wir wollen hier mal fragen,“ sagte mein Führer, indem er in einer dieser Häuser eintrat, „hier wohnt ein Bekannter von mir.“

„Guten Tag, Franzl! Sagt mal, wißt Ihr nicht, wo hier so ganz arme Leute wohnen? Es soll nämlich in die Zeitung kommen. Der Mann hier will alles aufschreiben.“

Ich sah mich in dem Raume um. Es war zu ebener Erde. Von der Haustürschwelle waren wir mit einem Schritte auf die Schwelle des Zimmers gelangt. Es war die Küche. Vier Schritte lang, drei Schritte breit. Ein Fenster, das im Winde klapperte. Ein Tisch, eine lange Bank, zwei Stühle, der niedrige Ofen, ein Küchenschrank. In dem verbleibenden Raume befanden sich Mann, Frau, zwei größere und zwei kleinere Kinder. Auf dem Ofen brodelte etwas und verbreitete einen undefinierbaren Geruch. Auf dem Tische stand ein Korb, aus dem etwa 13-jähriges Mädchen Kartoffeln in eine große, mit Wasser gefüllte Schüssel schälte. Ich mußte mit meinem Begleiter an der Tür stehen bleiben, da sonst kein Plätzchen mehr frei war.

Während mein Begleiter mit dem Wohnungsinhaber verhandelte, wo wir die ganz armen Leute finden könnten, fragte ich die Frau um ihre Wohnung und ihre Verhältnisse. Es gehörten noch zwei Kinder zu der Familie. Außer der Küche war noch ein Zimmer zu ebener Erde vorhanden, das an die Küche stieß. Es war nur wenig größer als diese. Zwei Bettstellen, ein Kleiderschrank und ein paar Kleimgleiten füllten es so, daß man sich eben durchwinden konnte. Darin wohnen, das heißt sich darin behaglich machen, war vollständig ausgeschlossen. War es in der Küche heiß und stickig, so war in diesem Zimmer eine kaltschichte Luft, es roch modrig. Dazu gehörten noch zwei Dachkammern mit schrägen Wänden zu der Wohnung. Keinen Schritt breit war der Raum darin, in dem man aufrecht stehen konnte. Ihr Licht empfingen sie durch Dachlufen. In jeder stand eine wadelige Bettstelle mit schmutzigem Bettzeug. Jede war für zwei Kinder bestimmt. Auf einer Treppe, so eng, daß ich mit meinem Mantel zu beiden Seiten anstieß, so steil, daß ich nur rückwärts wieder herunterzusteigen wagte, waren wir da hinauf gelangt.

Alles sah im höchsten Grade unfauber aus.

Das Einkommen des Mannes, womit er die achtköpfige Familie ernähren mußte, hatte in der letzten Zeit etwa 4,20 M. bis 4,50 M. täglich betragen.

„Der weiß auch keine ganz armen Leute in der Nähe,“ sagte mein Begleiter, als ich wieder in die Küche trat. „Wir müssen mal 'n andern fragen.“

Also gingen wir weiter und kopften in der nächsten Straße an. „Guten Tag. Sie, wißt Ihr hier nicht so recht arme Leute, solche, wo's ganz elend zugeht? Das ist hier einer von unserer Seite, der will's mal richtig beschreiben, wie's bei den armen Bergleuten zugeht.“

„Ja, so richtig arme Leute gibts hier eigentlich gar nicht,“ antwortete die Frau statt des Mannes, indem sie überlegend den Kopf wiegte.

„Wieviel Kinder haben Sie denn?“ fragte ich unterdeß die Frau.

„Vier.“

„Was verdient denn Ihr Mann?“

„3,10 M. die Schicht.“

„Und was geben Sie für die Wohnung?“

„12,50 M. den Monat. Da ist aber kein Stüden Land dabei, auch kein Holzschuppen. Mloß 4 Stuben.“

Die „vier Stuben“, das ist eine Küche wie die erst beschriebene, ein Zimmer, das nicht größer ist, und zwei Dachkammern mit schrägen Wänden, in denen man kaum aufrecht stehen kann.

Mein Führer fragte noch mehr Bekannte nach den ganz armen Leuten. Endlich sagte uns jemand, wir sollten doch mal zu den Schulzen da hinten gehen, die hätte zehn Kinder. Es war mir jedoch zu weit. Ich war müde, und es war ziemlich spät geworden. Ich hatte noch einen weiten Weg zu meinem Quartier. Ich verabschiedete mich also von meinem Führer.

„Na, wenn Sie nochmal wiederkommen wollen, da will ich mich vorher mal nach den ganz armen Leuten erkundigen. Ich kenne jetzt hier die Leute nicht so gut.“

„Wieviel Kinder haben Sie denn?“ fragte ich statt aller Antwort meinen Führer.

„Acht.“

„Und was verdienen Sie?“

„Na, so 4 M. bis 4,50 M. die Schicht.“

„Na also, dann erkundigen Sie sich mal genau nach den ganz armen Leuten. Auf Wiedersehen!“ —

ge. Der Sonnenaufgang in der ostmongolischen Steppe muß, so schreibt E. M. Köhler-Friedrichsroda, jeden für Naturschönheit empfänglichsten Menschen mit der größten Begeisterung erfüllen. Er hat seine ganz eigentümlichen Reize, die die Steppe wohl ihren Bewohnern um so schöner und lieber erscheinen lassen werden. Ein sternenheller Himmel hat mich während der Nacht wiederholt herausgerufen aus der Jurte des Mongolen, die nie ein behagliches Nachtlager für den Ausländer bieten wird. Da sitz ich nun im Freien auf der Gabel eines der Karren und träume von der fernem Heimat. Lautlose Stille herrscht ringsherum, nur unterbrochen dann und wann von den Aufsen einer Gule, die gespensterhaft dahinsfliegt; sie kümmert sich wenig um die Menschen, die ihr nichts tun. Nur von

Zeit zu Zeit kommt sie näher und stößt dabei ihren unschönen Lant aus, den die Chinesen mit einem höhnischen Gelächter verglichen haben. Allmählich beginnt es zu dämmern. Der Himmel färbt sich im Osten gelber und gelber, das Gelb weicht schließlich einem schönen Rosa, und auch dieses wird durch Scharlachrot verdrängt. Im westlichen Himmel spiegeln sich schöne Farbenreflexe ab. Da an der äußersten Grenze der wie eine flache Scheibe erscheinenden Erde erhebt sich langsam die Sonne. Sie erscheint nicht wie eine Kugel, sondern hat eine eiförmige langgezogene Gestalt. Feuerrot ist ihre Farbe, wie sie erst langsam, dann immer schneller emporzusteigen scheint. Ist sie ganz am Horizont erschienen, so hat sie auch für unser Auge die kreisrunde Gestalt angenommen. Sie erscheint aber vielleicht doppelt, ja dreifach so groß im Durchmesser, wie wir sie sonst am Himmel leuchten zu sehen glauben. Das Feuerrot wird zu orangefarben, die Sonnenscheibe scheint immer kleiner zu werden. Aus dem Orangefarben ist plötzlich ein gefälliges Rot geworden, und während wir sie immer noch mit unseren Blicken verfolgen, geht allmählich auch dieses Rot in Goldgelb über, das wir an der Mittagssonne zu sehen gewohnt sind. Sobald die Sonne aufgegangen ist, scheint auch das Leben in der Steppe neu erwacht zu sein, und bald hören wir das Treiben der Tierwelt überall. Aber auch den Reisenden hat der heranbrechende Tag zum Aufbruch für die Weiterreise gemahnt. Unsere kleine Reisefarawane bewegt sich bald in gewohnter Weise wieder vor sich, nachdem der Besizer der Jurta sich für das Geldgeschenk, den Tee und den über alles geliebten Aikal (chinesischer fuselhaltiger Branntwein) bedankt und uns die Richtung angegeben hat, in der wir nach einem sechsstündigen Marsche eine Jurta antreffen werden.

Astronomisches.

en. Die neueren und neuesten Monde des Sonnensystems. In den letzten Tagen sind Bedenken dagegen geäußert worden, daß es mit der Entdeckung eines sechsten Trabanten des Jupiters seine Wichtigkeit habe. In einem fachmännischen Artikel der „Nature“ wird diese Frage gar nicht erörtert, sondern die Entdeckung selbst als eine Tatsache angesehen. Die vier mittleren Jupitermonde wurden bekanntlich schon von Galilei entdeckt, der fünfte, der innerste von allen, der also dem Hauptplaneten zunächst steht, am 9. September 1892 von Professor Barnard an der Lid-Sternwarte. Der letztere Trabant ist vom Jupiter noch nicht ganz halb so weit entfernt wie der Erdenmond von der Erde. Wenn nun der jetzt entdeckte sechste Jupitermond wirklich ein solcher ist und nicht etwa einer der kleinen Planeten, so müßte man wegen seines außerordentlich großen Abstandes von den übrigen Monden des Systems annehmen, daß sich zwischen ihm und diesem noch andere Trabanten befinden, die noch zu entdecken blieben. Da der Saturn nach der bisherigen Kenntnis neun Monde besitzt, so wäre es an sich nicht erstaunlich, wenn der noch erheblich größere Jupiter deren ebensoviel oder gar noch mehr hätte. Somit könnte man sich noch auf weitere Ueber-raschungen aus dem Bereich dieses Weltkörpers gefaßt machen. Die letzte Entdeckung bringt die Zahl der Monde im Sonnensystem, die während der letzten dreißig Jahre aufgefunden worden sind, auf fünf, und es verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß diese Erweiterungen unseres himmelskundlichen Wissens fast in jedem Fall zusammengefallen sind mit der Errichtung neuer Fernrohre oder der Verbesserung alter Instrumente oder auch mit der Vervollkommnung der Beobachtungsmethoden. Vor dreißig Jahren kannte man also nur die vier im Januar 1610 von Galilei durch sein erstes Fernrohr entdeckten Jupitermonde, die den Namen Io, Europa, Ganymed und Kallisto erhielten. Die ersten innerhalb der letzten drei Jahrzehnte entdeckten Monde waren die sehr kleinen Begleiter des Mars, die nach den Dienern des alten Kriegsgottes Deimos und Phobos benannt wurden. Ihr Entdecker war Professor Asaph Hall in Washington, und diese Leistung war die erste Frucht des damals neu errichteten 24zölligen Riesenfernrohres des Naval-Observatory im August 1877. Dann kam 1892 die erwähnte Entdeckung des fünften Jupitermondes, der vergleichsweise auch sehr winzig ist und nur unter den günstigsten Bedingungen mit einem Fernrohr allerersten Ranges gesehen werden kann. Sein Durchmesser kann kaum größer sein als 150 Kilometer, während der erste und zweite Jupitermond etwa von der Größe des Erdmondes, der dritte und vierte noch erheblich größer sind. Die vierte Entdeckung war die des neunten Saturnmondes, Phoebé, durch Professor Widing, der seine Nachforschung schon 1888 mit einem neuen Fernrohr der Harvard-Sternwarte begonnen hatte. Damals konnte der Astronom noch keine Gewißheit über diesen unmaßlichen Himmelskörper erbringen. Als in der klaren Atmosphäre von Arequipa in Peru das neue 24zöllige Bruce-Fernrohr aufgestellt war, wurde die Suche, die nur auf photographischem Wege vorgenommen wurde, erneuert. Auf den am 16., 17. und 18. August 1888 aufgenommenen Platten fand Widing einen kurzen Lichtstreifen, der scheinbar an der Bewegung des Planeten teilnahm und demnach als ein Glied seines Systems betrachtet werden mußte. Es entspann sich dann noch ein längerer Streit darüber, ob er wirklich als ein sicheres Zeichen des Vorhandenseins eines neuen, neunten Saturnmondes genommen werden dürfte; die Zweifel wurden namentlich unterstützt durch die Ergebnisse späterer Beobachtungen, denen zufolge der Mond eine weit mehr eggrenzliche Bahn und außerdem eine umgekehrte Richtung der Bewegung haben mußte als die anderen acht Saturnmonde. Dennoch wurde dieser höchst sonderbare Himmelskörper durch das bisher

größte Fernrohr der Erde in der Yerkes-Sternwarte im vorigen August wirklich gesehen, obgleich auch die letzten Beobachter sich noch nicht mit voller Sicherheit darüber ausgesprochen haben, daß das wahrgenommene Lichtpünktchen der vielumstrittene neunte Trabant des Saturns gewesen sei. Daß es sich bei dem sechsten Jupitermond, wenn er als solcher mit Recht aufgefaßt werden kann, auch um einen ganz wunderbaren Bestandteil des Sonnensystems handeln muß, geht aus einer Mitteilung seines Entdeckers hervor, wonach er sich in den ersten Tagen des Januar in einer scheinbaren Geschwindigkeit von 150 000 Kilometern täglich dem Jupiter näherte. Seine Helligkeit ist noch eine Klasse geringer als die des fünften Jupitermondes, und demnach dürfte auch sein Durchmesser noch kleiner sein. Sein Abstand vom Jupiter wurde am 11. Januar auf rund 10 Millionen Kilometer angegeben.

Humoristisches.

— **Zartfühlend.** „Sie sind in Trauer, Herr Müller?“
 „Ja, die Mutter meiner Frau ist kürzlich gestorben!“
 „Nein Weib!... Aber warum sagen S' denn nicht gleich „Schwiegermutter?““
 „Ja, schau'n S', sie war halt eine gute Seel!“ —
 — **Raffiniert.** ... „Nein, das laß ich mir von diesem frechen Menschen nicht gefallen! sofort gehe ich zu ihm und mach' ihm Grobheiten!“
 „Ach, Du guter Lapp, bis Du hinkommst, ist ja Dein Zorn schon längst wieder verrauht!“
 „Nein — ich ziehe zuvor eigens meine engen Stiefel an!“ —
 — **Noch schlechter.** Mutter (zu ihrem Sohne): „Hiasl, schon wieder mußt D' im Wirtshaus sitzen, wär's denn net g'scheiter, Du käßt was arbeiten?“
 Sohn: „Aber, Mutter, dann krieg' ich ja noch mehr Durst!“ —
 („Weggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— Die schwedische Schriftstellerin Ellen Key kommt Mitte Februar nach Berlin und wird hier drei öffentliche Vorträge halten. —
 — Auf Veranlassung des preussischen Unterrichtsministeriums soll, wie das „Zentralblatt für Bibliothekswesen“ mitteilt, eine umfassende Katalogisierung und bibliographische Verzeichnung sämtlicher erhaltenen Drucke bis 1500 herbeigeführt werden. —
 — Unter dem Titel „Der Säemann“ erscheint nächsten im Verlag von Teubner in Leipzig eine neue Kunstpädagogische Zeitschrift. Herausgeber ist der Hamburger Volksschullehrer Carl Gohe. —
 — Das Wiener Anzengruber-Denkmal wird Ende April enthüllt. Die Wiener Theater führen an dem Tage Anzengruber-Stücke auf. —
 — „Die argentinische Ernte“, das neue Lustspiel Richard Skowronneps, wird am 26. Januar im Thalia-Theater zu Hamburg, Frank Wedekinds Schauspiel „Sidalla“ am 18. Februar im Münchener Schauspielhaus zum erstenmal gegeben. —
 — Karl Hauptmanns Drama „Die Bergschmiede“ ist im Münchener Hof-Theater durchgefallen. —
 — In Göttingen wurden einige unbekannte Manuskripte des tschechischen Komponisten Friedrich Smetana, der jahrelang als Kapellmeister des Musikvereins in Göttingen gewirkt hat, aufgefunden. Von den Kompositionen soll ein Capriccio demnächst zur Aufführung und Veröffentlichung gelangen. —
 — Der Bildhauer Rudolf Siemering ist im Alter von 69 Jahren gestorben. —
 c. Eine „Giftfarm“ ist von den amerikanischen Behörden auf den Niederungen des Potomac bei Washington begründet worden. Man will die 40 000 000 M. sparen, die jährlich für eingeführte Apothekervaren ausgegeben werden. Große Flächen sind abgesteckt worden für den Anbau von Nachtschatten, Tollkirchen, rotem Fingerhut und anderen Giftpflanzen. —
 — Ein vulkanischer Ausbruch im Kaspischen Meere wurde, wie jetzt erst bekannt wird, am 23. Oktober 1904 beobachtet. Der Ingenieur Waschewski der Firma Siemens u. Halske befand sich, nach der „Köln. Ztg.“, damals auf einem mit Kabellegung beschäftigten Dampfer bei der Insel Schiloi, 20 Seemeilen vom Leuchtturm von Apcheron entfernt. In einem Abstände von etwa 1 1/2 Kilometer vom Schiffe erfolgte gegen 8 Uhr vormittags plötzlich ein im Verlaufe einer halben Stunde mehrfach wiederkehrender unterseeischer vulkanischer Ausbruch einer trüben Masse, der das Wasser des sonst stillen Meeres bis zu einer Höhe von etwa 6 Meter bei etwa 28 Meter Durchmesser heftig aufsprang ließ. Es ergab sich danach bei weiterer Kabelverlegung, daß sich dort der früher 23 bis 27 Meter tief gelegene Meeresboden in einer Ausdehnung von etwa 5 Kilometer um weitere 25 bis 29 Meter gehoben hatte. Die Wasserfläche war nach dem Ausbruch in weitem Umkreise mit weißer Naphtha bedeckt, die auch während der ganzen folgenden, noch acht Tage andauernden Fahrt wahrgenommen wurde. —